Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 10. 4. 1938 | Nr. 15

Ein Mann der Hoffnung verkauft!

Von **Frank Crane-Neuyork.**

Die nachstehende Betrachtung eines Amerikaners, die von Max Hayek ins Deutsche übertragen wurde, gibt u. a. eine Erklärung für die in der Geschichte beispiellose Volkstümlichkeit, die **Adolf Hitler** bei seinem deutschen Volk genießt. **Eine Nation, die aller Hoffnung beraubt schien, findet durch die Gnade der Vorsehung einen Mann, der Hoffnung verkauft!** Das ist im Grunde das tiefste Geheimnis für den vom nichtdeutschen Ausland als unfaßbar und geradezu unerhört bezeichneten Aufbruch der Deutschen Nation. Nur daß diese Hoffnung freilich nicht verkauft, sondern verschenkt wurde!

Einer der Aussprüche Napoleons: „Man kann ein Volk nur führen, wenn man ihm eine Zukunft zeigt. Ein Führer ist ein Mensch, der Hoffnung verkauft!“

Ein glückliches Wort: ein Mensch, der Hoffnung verkauft! Denn Menschen, die Verzweiflung verkaufen, haben wir gerade genug!

Das billigste und einfachste in der Welt ist: zu beweisen, daß sie auf der Rutschbahn zur Vernichtung hinabfährt, daß die Männer brutal sind, die Frauen schlecht, und daß es sich nicht verlohnt, zu leben. So wie es der Londoner Bürger aussprach: „Was nützt alles? Nichts!“

Jeder junge Dichter, den man nicht schätzt, sagt uns, was für eine schreckliche Welt das ist. Jeder Däumling von einem Essayisten oder Kritiker, jeder Romanschriftsteller, der sein Buch zu einem Schlager machen will, spielt die gleiche Melodie, wenn er sein melancholisches Pferdehaar über die wehklagende Darmsaite streicht.

Aber Pessimismus ist nichts als Kinderei. Er ist Dilettantismus in der Philosophie. Der Mensch, der Verzweiflung verkauft, ist wie ein Hausierer mit Bananen oder wie ein Kleinkrämer, der seine Ware im Wägelchen herumführt.

Denn Pessimismus ist nichts anderes als die Unfähigkeit, allgemeine Gesetze zu erfassen und darum gewisse Erscheinungen des Lebens übertrieben zu sehen. Optimismus glaubt und sieht immer die Allheit und nicht den Einzelfall.

Der Pessimismus sieht eigentlich nur ein paar Fuß weit vor seiner Nase. Optimismus ist Vision, Fernschau.

Pessimismus ist unfruchtbar, ohnmächtig. Optimismus schöpferisch.

Pessimismus ist eine Kraft des Todes. Optimismus eine Kraft des Lebens. Ein Wort des Vauvenargues: „Wer große Dinge vollbringen will, muß leben, als ob er nie stürbe!“

Und alle unsere Überzeugung von der Unsterblichkeit ist nichts als ein Überfließen des Lebens. Sie kommt aus der Überfülle der Lebenskraft. Und nur dort, wo das Leben schwach, unfruchtbar und bitter ist, nur dort weigert es sich, an ein Leben im Jenseits zu glauben.

Auf den großen Märkten der Welt haben Menschen, die Hoffnung verkaufen, den Zulauf.

Trübsinn ist unbegehrte Ware.

Der Prozeß gegen Planetta und Holzweber

am 31. Juli 1934 vor dem Militär-Standgericht in Wien.

Der bekannte englische Journalist **Ward Price** veröffentlichte seinerzeit in der Londoner „Daily Mail“ eine Schilderung des Prozesses gegen Planetta und Holzweber. Wir haben diesen Bericht bereits im Sommer 1934, unmittelbar nach seinem Bekanntwerden veröffentlicht (in Nr. 179 der „Deutschen Rundschau“ vom 9. August 1934). Wir glauben aber, daß diese erschütternden Aufzeichnungen gerade heute, am historischen 10. April 1938, eine Wiederholung verdienen. Die Übersetzung lautet:

„So verabscheuungswürdig Mord und Hochverrat auch sein mögen, niemand kann bestreiten, daß Planetta, der den österreichischen Kanzler Dr. Dollfuß erschoß, und Holzweber, der den Angriff auf die Bundeskanzlei führte, beides tapfere Männer waren. Sie bezahlten heute nachmittag ihre Vergehen mit Erwürgung. Ich habe mit kurzen Unterbrechungen dem Prozeß von Anfang bis zum Schluß beigewohnt und habe dabei niemals bemerkt, daß einer von ihnen durch Wort oder Bewegung, Stimme oder Ausdruck auch nur das kleinste Anzeichen von Furcht oder Zurückweichen gezeigt hat. Trotzdem sie von Anfang an gewußt haben müssen, wie nahe ihnen der Tod in dem dunklen kleinen Hof unter den vergitterten Fenstern des engen Zimmers, in dem der Prozeß stattfand, war.

Ihre letzten Worte vor aller Öffentlichkeit brachten sie mit militärischer Stimme heraus, wobei sie soldatische Haltung annahmen. „Ich weiß nicht, ob ich noch einen Tag erleben werde“, erklärte Planetta dem Gericht.

„Ich bin kein feiger Mörder und hatte nicht die Absicht, zu töten.

Ich bedauere mein Vergehen und bitte darum, daß dieses Bedauern der Witwe des Kanzlers übermittelt wird.“ Er sprach mit lauter und überzeugter Stimme. Hierauf sprang Holzweber, lebhaft wie immer, auf. „Sie müssen sich kurz fassen!“, warnte ihn der Zivilrichter mit saurer Miene. Mir schien, daß der freundliche ältere General in der Mitte der Richterbank, und die beiden gut aussehenden Obersten an jedem Ende den bebrillten einstigen Soldaten, der Elektriker geworden war und versucht hatte, eine ganze Regierung gefangenzunehmen, mit menschlicher Sympathie betrachteten. Sie waren im Begriff, ihn zum Tode zu verurteilen; aber sie erkannten in ihm zugleich den Typ eines Feldwebels, nach dem Bataillonskommandeure stets auf der Suche sind, aufgeweckt, adrett und korrekt in seiner ganzen Haltung.

Holzweber hat die gefährliche Gabe der Beredsamkeit, und diese Gabe hat ihn an diesem heißen, sonnigen Nachmittag sein Leben gekostet, denn es war zweifellos seine geschäftige Zunge, der er seine Stellung als Führer der Angreifer verdankte.

Er sprach viel besser als jeder der drei Verteidiger, die umsonst für die Angeklagten eingetreten waren.

„Ich habe meine Zustimmung zur Teilnahme an dieser Bewegung davon abhängig gemacht, daß Blutvergießen vermieden werden würde“,

sagte er. „Ich glaubte, daß Dr. Rintelen als der neue Kanzler in der Bundeskanzlei sei, und uns mit seiner Autorität decken würde. Als ich feststellte, daß er nicht da war, erklärte ich dem von uns verhafteten Minister Major Fey, daß ein Irrtum vorliege, und daß ich nicht wisse, was nun zu tun wäre. Ich übernehme volle Verantwortung für alles, was hier geschah. Meine Instruktionen gingen dahin, daß niemand in der Bundeskanzlei verletzt werden dürfte.

Alles, was ich tat, habe ich aus Liebe zu meinem Vaterland getan, und ich bin durchaus bereit, die Konsequenzen zu tragen.“

Die vier Richter des Kriegsgerichts — drei höhere Offiziere und ein Zivilrichter — verschwanden für eine Viertelstunde durch die Tür hinter der Richterbank, um das Urteil zu besprechen. Nach ihrer Rückkehr haspelte der vorsitzende Zivilrichter in gleichgültigem und teilnahmslosem Tonfall eine Zusammenfassung der Anklage ab und murmelte dann mit undeutlicher Stimme das Urteil.

Beide werden zum Tode durch Erwürgen verurteilt. Holzweber muß als erster sterben. Gnadengesuche werden nicht in Betracht gezogen.

Wir setzten uns wieder. Ich blickte hinüber zu den beiden Verurteilten; keiner von beiden hatte den starren Gesichtsausdruck geändert, den sie während des ganzen Prozesses zur Schau getragen hatten. Planettas gelblichbraunes Gesicht war vielleicht ein wenig bleicher geworden. Holzwebers Gesicht zeigte den gleichen selbstbewußten, beinahe herausfordernden Ausdruck, der ihn während des ganzen Prozesses niemals verlassen hatte.

Die Hinrichtung.

Drei Stunden später fand die Vollstreckung des Urteils statt, die um 4.30 Uhr nachmittags angesetzt war. Sie fand in einem dunklen, engen Hof zwischen dem Gefängnis und dem Gerichtsgebäude statt. Dieser kleine Hof heißt nicht nur im Volksmund, sondern auch in der Gerichtssprache der „Galgenhof“.

Durch ganz besondere Umstände — berichtet Price an sein Blatt — war es mir möglich, zur gegebenen Zeit diesen Hof völlig zu übersehen und so Augenzeuge der Hinrichtung der beiden Verurteilten zu werden. Der Hof ist umgeben von 7—8 Meter hohen Wänden des Gefängnisses. Diese Wände sind nur von kleinen Löchern unterbrochen, in die die Ventilatoren für die Zellen eingearbeitet sind. Ein traurigeres Bild, als dieser kaum 30 Meter lange, dreieckige Hof ist kaum denkbar. Als ich meinen Beobachtungsstand einnahm, war die eine Seite des kleinen Dreiecks bereits von Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett eingenommen. Die Richter des Kriegsgerichts erschienen gleich darauf und stellten sich im rechten Winkel zu den Soldaten auf. In dem so gebildeten rechten Winkel erhob sich das Blutgerüst. Es interessierte mich natürlich, den Galgen kennenzulernen, der nach österreichischer Methode mehr einem Gerät zum Erwürgen, der in Spanien üblichen Garotte, glich, als einem Hängegalgen, wie er bei uns üblich ist, und schnell zum Tode führt. Neben diesem merkwürdigen Postament warteten drei Henker, die schwarze Anzüge mit schwarzen Pelzkappen und schwarzen Seidenhandschuhen trugen.

Dem Urteil entsprechend mußte Holzweber als erster sterben.

Er wurde in Begleitung eines evangelischen Geistlichen auf den düsteren Hof geführt. Festen Schrittes bestieg er das Gerüst und sagte mit weithin hallender Stimme:

„Ich hätte gedacht, daß die militärischen Richter uns wenigstens die ehrliche Kugel des Soldaten gegönnt hätten. Die Schande des Hängens fällt nicht auf uns, sondern auf sie zurück. Ich sterbe für die Zukunft des deutschen Volkes. Heil Hitler!“

Dieser Ruf hallte wie durch ein Wunder von den Mauern des Gefängnisses wider, und in der Aufregung bemerkte ich erst nach einigen Sekunden, daß er eine vielseitige Antwort durch die Ventilationslöcher der Zellen gefunden hatte. Besonders eine helle durchdringende Frauenstimme, die zweifellos einer gebildeten Person angehörte, wiederholte den Ruf. Wahrscheinlich durch die Antworten angeregt, wiederholte auch Planetta diesen Nazigruß noch mehrere Male, und es war das grauenhafteste Erlebnis, ihn von den toten Mauern des Gefängnisses, an denen man kein menschliches Wesen sah, widerhallen zu hören.

Kein Zweifel, dieser Mann starb wie ein Held!

Durch die Ungeschicklichkeit der Bedienung des Galgens, vielleicht auch durch das unmenschliche Würgesystem des Galgens selbst, dauerte es nach meiner Uhr 12 (!!) Minuten, bis er tot war. In dieser Ewigkeit zwischen Leben und Tod bekannte er sich zu seiner Idee, bis die Merkmale des Erwürgens seine Stimme langsam erstickten.

Diese Verzögerung mußte Otto Planetta in einer Tür des Henkerhofs angesichts seines mit dem Tode ringenden Kameraden abwarten. Er stand neben dem von ihm gewünschten, in der katholischen Bevölkerung Wiens sehr bekannten und geliebten Priester.

Als Holzweber endlich nach einer entsetzlich langen Zeit vom Galgen gelöst war, bestieg Planetta das Gerüst.

Er stieß die Henker, die sich seiner bemächtigen wollten, beiseite und sagte mit lauter Stimme:

Ich gehe im Gnadenschutz meines Glaubens zu Gott! Es lebe Deutschland! Es lebe Hitler!

Als alles zu Ende war, suchte ich den Priester auf. Es ging ein Leuchten von ihm aus, nicht so, als ob er eben einem Hingerichteten den Trost der Kirche gespendet hätte.

Ich fühlte, daß die Kraft des Glaubens stärker ist als der Tod.

Die beiden Leichen wurden in der Nacht auf dem Zentral-Friedhof in Wien verbrannt, die Asche den beiden jungen Frauen der Toten zur Verfügung gestellt.

Das nachstehend wiedergegebene Testament Planettas wurde damit nicht erfüllt.

Unter Feinden

Von Friedrich Nietzsche

Dort der Galgen, hier die Stricke
und des Henkers roter Bart.
Volk herum und gift'ge Blicke —
Nichts ist neu dran meiner Art!
Kenne dies aus hundert Gängen,
schrei's euch lachend in's Gesicht:
„Unnütz, unnütz, mich zu hängen!
Sterben? Sterben kann ich nicht!“

Bettler ihr! Denn euch zum Neide
ward mir, was ihr — nie erwerbt:
zwar ich leide, zwar ich leide, —
aber ihr — ihr sterbt, ihr sterbt!
Auch nach hundert Todesgängen
bin ich Atem, Dunst und Licht —
„Unnütz, unnütz, mich zu hängen!
Sterben? Sterben kann ich nicht!“

Planettas Testament!

Mein letzter Wille!

Frei von Zwang, bei vollen Sinnen gebe ich hiermit meinen letzten Willen bekannt.

I. Meinen Leichnam wünsche ich in SS-Uniform einzukleiden.

Ich wünsche zur Bestattung nach München zu meinen Verwandten überführt zu werden.

Meine Verwandten bitte ich, meinen Leichnam in die österreichische Heimat zurück zu überführen, wenn die nationalsozialistische Idee hier zum Durchbruch gekommen ist.

II. Meine Wohnungseinrichtung, sowie mein gesamtes Vermögen vermache ich meiner Frau.

Otto Planetta m. p.

31. Juli 1934.

Als Zeugen:

Dr. Emanuel Braunegg, RA. m. p., Wien, Obere Donaustraße 37;
Josef Doppler m. p., JWKdt.-Stellv. als Zeuge;
Eduard Köck, m. p., geistlicher Rektor, Wien, VIII, Landgericht I.

So starb Franz Holzweber . . .

„Das Schwarze Korps" bringt die ebenso ausführliche wie aufschlußreiche Schilderung des Todes eines der deutschen Märtyrer in Österreich, **Franz Holzweber** am 31. Juli 1934, die Pfarrer Zimmermann, Liesing bei Wien, niederschrieb und folgenden Wortlaut hat:

„Das Landgerichtsgebäude ist ringsum bewacht von Posten mit Stahlhelm und Bajonett auf. Hinter dem mächtigen Einfahrstor steht Militär bereit. Es hat die Gewehre in Pyramiden angesetzt. Im Amtsraum des Gefängnisdirektors, Regierungsrat Hoffmann, ist der katholische Seelsorger für den Verurteilten Planetta bereits anwesend. Er meint zu dem evangelischen Seelsorger gewendet:

„Für Holzweber habe ich noch Hoffnung hinsichtlich einer möglichen Begnadigung, für Planetta jedoch gar keine." Die Gattin Holzwebers ist erst von Mauer nach Wien berufen worden. Sie kann so bald nicht eintreffen. Daher wird beschlossen, der evangelische Seelsorger möge Holzweber sogleich besuchen, um die kurze zur Verfügung stehende Zeit auszunützen. Planettas Angehörigen wird sofort Gelegenheit gegeben, sich innerhalb einer Frist von zehn Minuten von dem Verurteilten zu verabschieden; danach soll der Besuch des katholischen Seelsorgers bei Planetta erfolgen.

Durch einen finsteren Gang geht der Weg rechts ab. Schlüssel klirren, und durch die geöffnete Tür geht es einen langen, von einigen Fenstern erleuchteten Gang weiter, an dessen Ende neuerdings eine verschlossene Tür zu passieren ist. Überall diensttuende Justizwachen. Ein dunkler schmaler Gang ist erreicht, in den links eingebogen wird. Wieder klirren die Schlüssel, rechter Hand öffnet sich die Tür in die Zelle Holzwebers.

Vier Justizbeamte halten hier Wache. Ein kahler Raum, ziemlich groß, spärlich erhellt durch ein einziges, schwer vergittertes Fenster. Linker Hand ein langgestreckter, roh gezimmerter Tisch, zu beiden Seiten Bänke ohne Lehnen. Eine jugendliche schlanke Erscheinung erhebt sich, bekleidet mit Hemd, heller Zwilchhose, braunen Lederschuhen — Franz Holzweber. Klar und erwartungsvoll blicken die Augen durch die Brillengläser. In der linken Hand hält er die brennende Zigarette, in der rechten den Bleistift.

Er ist eben damit beschäftigt, Abschiedsbriefe an seine Frau und an seine Eltern zu schreiben. Der Seelsorger bedeutet ihm, er möge seine begonnenen Briefe fertigschreiben, er stehe ihm hernach zur Verfügung. Der Pfarrer hat Holzweber an der Wandseite gegenüber Platz genommen. Lautlose Stille herrscht in der Zelle, nur der Bleistift gleitet über den Briefbogen, von ruhiger und energischer Hand geführt, kräuselnder blauer Rauch entsteigt der Zigarette.

Die beiden Briefe sind vollendet, die Briefumschläge mit den Anschriften versehen. Kein Zug auf dem Antlitz des Verurteilten verrät, was in seinem Innern vorgeht. Die Briefe bleiben geöffnet auf dem Tisch liegen, sie kommen unter Zensur.

Holzweber erhebt sich und läßt sich dem Pfarrer gegenüber nieder mit den Worten: „Bitte, ich bin bereit. Ja, was soll ich nun eigentlich sagen. Herr Pfarrer werden ja in den Zeitungen gelesen haben. Ich kann angesichts des Todes nur versichern, ich habe nur Gutes gewollt. Mein Bemühen war darauf gerichtet, jedes Blutvergießen zu vermeiden." Er gedachte seiner Angehörigen und bat, ihnen helfend und tröstend zur Seite zu stehen. Besonders erwähnte er seinen kleinen, noch nicht 2¾ Jahre alten Sohn. Dabei konnte er, sonst ruhig und gefaßt, nur mit Mühe einer tiefen inneren Bewegung Herr werden. „Ich habe den ausdrücklichen Wunsch", fuhr er fort, „daß mein Kind von dem Tage an, an dem es zur Schule kommt, die Evangelische Schule in Wien am Karlsplatz besucht."

Es wurden dann Kruzifix, Leuchter und Abendmahlsgeräte auf dem Tisch bereitgestellt. Holzweber entzündete selber die Kerzen. In gemeinsamem Gebet mit dem Seelsorger brachte er das Bekenntnis aller seiner Sünden in herzlicher Ergriffenheit vor den Herrn, bei dem die Vergebung ist, und empfing den Trost des Evangeliums von der Gnade Gottes in Christo Jesu. Nach den Einsetzungsworten und Anrufung des Höchsten im Vaterunser empfing er das heilige Abendmahl in tiefer Andacht. Mit dem Lobpreis, mit innigem Gebet und Flehen und mit dem Segen schloß die Feier. Die Lichter wurden abgelöscht, fahles Dämmerlicht lag wieder über der Zelle.

„Der Pfarrer hatte die Geräte versorgt, da trat Holzweber in großer Ergriffenheit auf den Pfarrer zu, umschlang ihn mit beiden Armen und lehnte sein Haupt an dessen Brust unter Worten des Dankes. Der Pfarrer legte ihm betend die Hände auf und zog sich dann zurück. Eben war die Nachricht von der Ankunft der Frau Holzweber und deren Kind eingetroffen. Zehn Minuten zum Abschiednehmen. Der Pfarrer geht unterdessen mit einem Justizbeamten auf dem Gang hin und her. Kurze Zeit später erscheint Frau Holzweber mit dem kleinen Söhnchen. Namenlose Qual prägt sich in ihrem Wesen aus, der Wunsch, zu helfen, alles zu tun zur Rettung ihres Mannes. Sie möchte es unternehmen und vor dem Bundespräsidenten kniefällig um Gnade bitten.

Anwesende Beamte geben der Hoffnung Ausdruck, daß noch im letzten Augenblick wenigstens für Holzweber eine Begnadigung eintreffen werde. Der Pfarrer hat sich inzwischen mit dem Gefängnisdirektor in Verbindung gesetzt und ihm seine Absicht bekanntgegeben, für Holzweber ein Gnadengesuch an den Bundespräsidenten zu richten.

Dieser erwidert, die Verteidigung habe sofort nach Schluß des Prozesses ein solches eingebracht, und es sei zu hoffen, daß ihm stattgegeben werde, wenn auch vielleicht, wie schon geschehen, in letzter Minute. Unter dem Hinweis, man dürfe nichts unversucht lassen, besteht der Pfarrer auf seinem Vorhaben und wird aufgefordert, sich diesbezüglich mit dem Präsidenten des Gerichtshofs ins Einvernehmen zu setzen. Durch Gänge, in denen es von Soldaten wimmelt, geht es in den zweiten Stock des Gerichtsgebäudes. **Präsident Kreuzhuber verschließt sich dem vorgebrachten Anliegen nicht, empfiehlt aber größtmögliche Beschleunigung.**

Auf dem Rückweg zur Gefängnisdirektion trifft der Pfarrer mit den vier Herren der Verteidigung zusammen. Sie bestätigen die von ihnen eingeleiteten Maßnahmen bezüglich des Begnadigungsgesuchs. Sie begrüßen die ihnen kurz mitgeteilte Absicht des Seelsorgers wärmstens.

Telephonisch erstrebt der Pfarrer im Wege des Bundeskanzleramts die Verbindung mit dem Bundespräsidenten. Eine Reihe von Stellen muß durchlaufen werden, während der Zeiger der Uhr unerbittlich vorwärtsrückt. Schließlich spricht Kabinettsdirektor Kladterky und antwortet auf das Ansuchen um Begnadigung, Seine Exzellenz der Bundespräsident, könne sich mit der Angelegenheit erst befassen, bis ein schriftlicher Begnadigungsantrag vorliege.

Auf die Frage, vor welcher Stelle dieser vorzulegen sei, erfolgt die Antwort: Vom Justizministerium. In fieberhafter Eile wird nunmehr die Verbindung mit dem Justizministerium hergestellt. Vom Justizminister wird lakonisch geantwortet: Es wird zur Kenntnis genommen.

Inzwischen haben hohe Offiziere in Paradejustierung den Amtsraum betreten. Auf dem Gang ist in Zweierreihen Militär in Stahlhelmen aufgezogen. In Unruhe betritt ein Unteroffizier den Raum, um durch das Fenster auf die Straße zu spähen, auf der sich angeblich um das Gerichtsgebäude die Menge zusammenrotten soll. Es ist jedoch weit und breit niemand zu sehen. Der Pfarrer hat sich inzwischen wieder zu Holzweber führen lassen, der sich in Gesellschaft seines Verteidigers befindet.

Er begrüßt den Pfarrer mit den Worten: „Ich weiß, daß ich auf Begnadigung nicht zu rechnen habe. Das hat mir schon der ganze Verlauf des Prozesses gezeigt. Sollte einmal darauf zurückgekommen werden, dann bitte ich auf die Tatsache zu verweisen, daß Generalmajor Zehner, so oft die Verteidigung einen Antrag gestellt hat, aufgestanden und in das Nebenzimmer gegangen ist. Wenn er zurückkam, besprach er sich jedesmal mit dem Vorsitzenden, und der Antrag der Verteidigung fiel jedesmal."

Holzweber wandte sich dann an den Pfarrer mit den Worten: „Ich bestimme, daß mein Leichnam eingeäschert wird. Um mich ist es ja nicht schade. Es sind ja für unsere Sache schon so viele und ganz andere Männer in den Tod gegangen. **Ein Trost ist es mir, es bleibt ja doch etwas von mir zurück auf dieser Welt, mein Kind.**" Nach kurzer Zeit fährt er fort: „Einen Wunsch hätte ich noch, man soll mich nicht wie einen gemeinen Verbrecher hängen, sondern erschießen." Der Seelsorger verwies im Gespräch auf das Wort des 1. Petr. 1, 33: Setzt eure Hoffnung ganz auf die Gnade, die euch geboten wird durch die Offenbarung Jesu Christi. Schließlich meinte Holzweber: „Herr Pfarrer, Sie müssen heute einen schweren Weg mit mir machen. Aber ich danke Ihnen dafür; es ist mir ein großer Trost, daß Sie mich begleiten."

Inzwischen haben drei schwarzgekleidete Männer die Zelle betreten. Zwei bleiben an der Tür stehen, vor der Soldaten im Stahlhelm vorübermarschieren. Der dritte nähert sich und nennt dem Seelsorger seinen Namen: Lang (der Scharfrichter)!

Holzweber wird zur Tür gerufen. Man legt ihm einen Riemen um die Oberarme. Er will es ablehnen. Lang erklärt es für unerläßlich. Der erschütternde Zug setzt sich eiligen Schritts in Bewegung. Durch einen schmalen Gang geht es hinaus in den engen Gefängnishof. Zur Rechten ragen zwei Galgen aus rötlichem Lärchenholz, an der Spitze ein Eisenhaken. Im Hintergrund des lichthofartigen Raumes hat sich linker Hand der Gerichtshof im Talar versammelt, an der Spitze Präsident Kreuzhuber in Zivil, die ausländischen Pressevertreter, anschließend rechts eine größere Anzahl von Offizieren in Paradeuniform, daneben eine Abteilung von Soldaten mit Stahlhelm und Bajonett auf.

Der Präsident verliest **das Todesurteil** und fügt hinzu, daß nach Ablauf der Frist von drei Stunden von der Begnadigung nicht Gebrauch gemacht worden sei. Das Urteil sei demnach sofort zu vollstrecken. Ruhigen, aufrechten Schrittes begibt sich Holzweber unter Vorantritt des Scharfrichters, zu seiner Rechten und Linken die Schergen, unter den Galgen. Seine Gestalt scheint sich zu straffen.

In dem Augenblick, in dem man Hand an ihn legt, ruft er mit lauter Stimme, daß es durch den ganzen Hof hallt: „Ich sterbe für Deutschland, Heil Hitler!" Totenstille, Erschütterung und Ergriffenheit lagern über dem Hof. So stirbt nicht ein gemeiner Verbrecher, so sterben Männer und von ihrer Sache überzeugte Kämpfer!

In stillem Gebet verharrt der Seelsorger an der Seite dessen, der seinen letzten Kampf kämpft, bis nach schier endlos langer Zeit der Arzt den Eintritt des Todes feststellt und dem Gerichtshof meldet. Der Präsident fordert den Pfarrer auf, ein Gebet zu sprechen. Über den Leichnam hat man inzwischen eine Decke gebreitet. Da klingt das Vaterunser auf an der Stätte des Grauens und der Ruf aus der Tiefe mit der Bitte um Segen.

Quer durch den Hof kehrt der Pfarrer zurück durch den schmalen dunklen Gang in die nun einsame und stille Zelle. Auf dem Tisch liegen noch die Abschiedsbriefe, aber der sie schrieb, hat ausgekämpft. Während Talar und Bibel für die Heimreise verpackt werden, dringt der helle Ruf Heil Hitler! durch das geöffnete Gitterfenster der Zelle, die nach dem Galgenhof zu gelegen ist. Dann Totenstille. Draußen kämpft Planetta seinen letzten Kampf.

Und im vorderen Teil des Gerichtsgebäudes ringen zwei junge Frauen in starrem Schmerz nach Kraft, die ungeheure Last des Geschehens tragen zu lernen, ein kleiner Knabe aber spielt ahnungslos lächelnd zu den Füßen seiner jungen Mutter. Im fernen Mauer, da draußen am Rosenhügel, klagen betagte Eltern um ihren einzigen Sohn.

Wien liegt getaucht in das Sonnengold eines heißen Sommertages. Auf den Straßen flutet das Leben der Großstadt, unberührt von dem Geschehen hinter grauen Kerkermauern.

*

Aufgezeichnet nach seinem seelsorgerlichen Dienst in den ersten Augusttagen 1934 zu Liesing bei Wien.

gez. H. Zimmermann,
Pfarrer.
Stempel des Ev. Pfarramts Liesing.

Er starb, auf daß Großdeutschland lebe.

Der letzte Brief eines Kämpfers, der sein Leben hingab für die nationalsozialistische Idee.

9. August 1934.

Liebe Mutter und Geschwister!

Seid nicht traurig, daß mich dieses Schicksal trifft, ich sterbe gern für diese große Sache. Ihr werdet sie erleben, jene Zeit, für die ich in den Tod gehen muß. Liebste Mutter, sei mir nicht böse, daß ich Dir dieses Leid angetan habe, es wird mir wohl so bestimmt sein, daß ich nicht länger als achtundzwanzig Jahre leben darf.

Liebe Mutter und Geschwister! Was mein Eigentum ist an Kleidern bei Moosbrugger in Steinach, auch ein bißl Geld, gehört Euch. Und bitte, meinem Mäderl Trudi etwas zu geben und bitte an alle Grüße, die letzten, auszurichten; auch an meinen Vater.

Auf Wiedersehen in der Ewigkeit.

Euer Rudo.

Ich bin nicht traurig, denn ich sterbe als deutscher Mann.

*

Diesen Abschiedsgruß entnahmen die „Wiener Neuest. Nachr." dem soeben erschienenen Büchlein: „Briefe des Kampfes und des Glaubens", in dessen Einleitung es heißt:

„Dies Büchlein soll keinen Namen nennen. Auch später einmal nicht. Es soll nur Zeugnis geben vom Geiste der österreichischen SA-Männer, ihrer Frauen und Mütter. Ihnen, den Unbekannten, die nie nach Lohn und Dank fragten, soll es gewidmet sein, ein Denkmal, das sie sich in schlichten, oft unbeholfenen Worten selbst gesetzt haben."

Schill und seine Offiziere.

Am 31. Mai 1809 erschien der französische General Gratien mit 6000 Mann holländischer, oldenburgischer und dänischer Truppen vor Stralsund. Ein Scheinangriff maskierte die Bewegung der Sturmkolonne unter dem dänischen General Ewald, die beinahe unbemerkt das Knieper Tor erreichte, dort ein Bataillon Rügener Landwehr, die Schill aufgeboten, zurückwarf und sich in den Besitz der Geschütze setzte. Schritt für Schritt verteidigten sich die wackeren Rügianer, während Schill an der anderen Seite der Festung mit abgesessenen Reitern den Dänen im blutigen Handgemenge die Zähne wies. Schon waren sie bis zum Markt zurückgedrängt, da erschien der Major, der die Unglückspost vernommen, mit einigen Reitern, warf alles vor sich nieder, hieb den holländischen General Carteret vom Pferde — da streckte eine Kugel der holländischen Jäger den Helden nieder. Die Seinen wehrten sich mit verzweifelter Tapferkeit.

Der Leutnant Brunow ertrotzte mit kaum 500 Mann im freien Felde gegen 5000 Feinde einen freien Abzug mit Wehr und Waffen und allen kriegerischen Ehren

Ein Offizier des Korps, namens Peterson, wurde, da er ein geborener Schwede war, kriegsrechtlich in Stralsund erschossen; die übrigen Gefangenen (11 Offiziere und 557 Mann) wurden nach Braunschweig geschafft, um dort zu erfahren, wie Napoleon Kriegsrecht gegen Räuber üben ließ, die eine „lächerliche Unternehmung" wagten. Vierzehn Gefangene, westfälische Untertanen, wurden in Braunschweig standrechtlich erschossen, und zwar verurteilte sie ein Kriegsgericht von deutschen Offizieren. Die Hinrichtungen dieser 14 Offiziere geschah — um den Eindruck zu erhöhen! — auf Napoleons Befehl, in Braunschweig an drei Tagen (18., 20. und 22. Juli).

Die elf gefangenen Offiziere wurden nach Wesel geschafft und als „zur Bande von Schill" gehörig, am 16. September vor ein Spezialgericht von französischen Offizieren gestellt. Man wandte auf sie ein Gesetz aus der französischen Revolution an, welches auf Diebstahl mit Einbruch oder Straßenraub den Tod setzte. Das Gericht sprach über alle das „Schuldig" aus, und noch am nämlichen Nachmittag wurden die elf Offiziere, von denen der Älteste erst das dreißigste Jahr überschritten hatte, auf einer Wiese bei Wesel erschossen.

Es waren zwei Brüder von Wedell aus Pommern, Jünglinge von 20 und 23 Jahren, die Leutnants von Keller, Jahn, Gabain, von Flemming, von Keffenbringk, von Trachenberg und drei von Schill zu Offizieren ernannte junge Leute aus Berlin, Schmidt, Felgentreu und Galle, die hier mit heroischem Mut den Opfertod erlitten haben. Zwei und zwei aneinandergekettet, erwarteten sie stehend und mit unverbundenen Augen die feindlichen Kugeln; sie brachten ihrem König ein Hoch und kommandierten: „Feuer!" Im nächsten Augenblick lagen zehn tot am Boden; der Elfte — nach einigen Felgentreu, nach anderen der eine Wedell — war nur am Arm verwundet; er riß die Weste auf und rief, auf sein Herz deutend: „Hierher, Grenadiere, hier sitzt des Preußen Herz!" Einen Augenblick später hatte er ausgelebt.

Von den Gefangenen wurden nur die Verstümmelten entlassen, die anderen wurden unter die Galeerensklaven nach Cherbourg und Brest gebracht, um zum Teil erst erlöst zu werden, als das Bonapartesche Regiment zusammengebrochen war.

Auch die bei Dodendorf gefangenen Offiziere Zaremba und Heinrich von Wedell, der dritte von den Brüdern, brachten geraume Zeit in französischen Kerkern zu. Sogar der Verteidiger, Advokat Raoul Pervez, mußte seine Unerschrockenheit mit mehrjähriger Gefangenschaft büßen.

Heinrich von Wedell, der an die Galeeren geschmiedet worden, und dem das nicht ihn entehrende T. F. (travaux forcés) vom französischen Henker in die Schulter gebrannt worden war, trug diese Erinnerung an eine schwere Vergangenheit noch in der neuesten Zeit als Königlich Preußischer General und Ritter der höchsten Orden. Anfang der 1860er Jahre ward er vom Kaiser Napoleon III. als Abgesander des Königs von Preußen in den Tuilerien feierlich empfangen.